„Wir sind weiter als der Westen“

Interview: Der Verleger Holger Friedrich gilt mit seinen Titeln „Berliner Zeitung“ und „Ostdeutsche Allgemeine“ als „die Stimme des Ostens“. Was hat ihn an den etablierten Medien verärgert, wie denkt er über Deutschland und wie offen ist er für Konservative?



FOTO: JF / SCHARNOWSKI

Friedrich: „Ich empfinde die etablierten Medien als monokausal und einseitig ... Meist wird nur eine These formuliert, die Existenz einer Antithese wird abgestritten oder als Propaganda diffamiert“

Herr Friedrich, sind Sie ein Rechter?

Holger Friedrich: Nein, eher ein Linker. Genaugenommen wohl ein ... Wie sagt man? ... Salonkommunist.

Im Gespräch mit einem anderen Salonkommunisten, Jakob Augstein, haben Sie gesagt, Sie würden die aus Ihrer Sicht untaugliche Links-Rechts-Kategorie gerne durch eine neue ersetzen und schlugen stattdessen „oben und unten“ sowie „vorne und hinten“ vor.

Friedrich: Ja, weil ich das Links-Rechts-Schema im medialen Diskurs als unterkomplex empfinde. Tatsächlich bewegen wir uns doch in einem dreidimensionalen Raum und sollten uns fragen, was uns als Gesellschaft wieder nach oben und nach vorne bringt. Statt uns an unten und hinten zu orientieren und darüber zu streiten, ob wir links- oder rechtslastig im Keller unserer Ansprüche landen. Zudem sollten sich die linke und rechte Seite im Gleichgewicht halten – andernfalls dreht man im Kreis.

Aber warum sind Sie dann nun doch wieder links, wenn man Sie fragt?

Friedrich: Weil – wenn Sie mich so direkt im Rahmen dieses Musters befragen – ich mich doch eher als Freund einer klassenlosen Gesellschaft sehe. Auch meine ich, dass jeder und jede dort leben können sollte, wo sie wollen. Wenn möglich, würde ich Pässe abschaffen und darauf vertrauen, dass sich moderne soziale Strukturen unabhängig von Nationalitäten und Kulturkreisen entwickeln können.

Wenn Sie so grenzenlos sind, muss es dann nicht erstaunen, dass Sie sich mit Ihren Medien für eine „ostdeutsche“ Identität einsetzen, also etwas noch Partikulareres als die deutsche Nationalität?

Friedrich: Es ist eine Reaktion auf den Hochmut, den Dünkel von Teilen des Westens sowie auf die unsachliche, auf die ans Hysterische grenzende Diffamierung des Ostens in Westmedien. Vor dem Kauf des Berliner Verlages war ich kein Ossi, sondern Weltbürger, und das bin ich noch heute.

„Dem Westen steht bevor, was der Osten längst hinter sich hat“

Was hat denn in den „Westmedien“ nicht gestimmt, dass Sie sich 2019 veranlasst sahen, die „Berliner Zeitung“ zu erwerben und damit, wie es heißt, „dem Osten eine Stimme zu geben“?

Friedrich: Was große Teile der Medien als ostdeutsche Lebenswirklichkeit beschrieben, passte nicht zu den Realitäten, die ich und mein soziales Umfeld erlebten. Diese Unsachlichkeit trägt noch heute erheblich zur Spaltung der Gesellschaft bei.

Zum Beispiel?

Friedrich: Nehmen Sie die Verunglimpfung des Ostens als rechtes Dunkeldeutschland, oder schauen Sie sich an, was die *FAZ* oder *Spiegel* regelmäßig über den Osten und seine Protagonisten publizieren. Überhaupt das Gerede davon, dass wir im Osten zurückgeblieben seien. Wir sind weiter als der Westen. Wie ich bei Augstein sagte: Ihr haltet uns auf.

In welcher Hinsicht?

Friedrich: Dem Westen steht bevor, was der Osten längst hinter sich hat: Normen verlieren an Bedeutung, die Integrität von Autoritäten schwindet, Gewissheiten geraten unter Druck. In gewisser Weise erodiert erneut ein System strukturell. Es wäre daher nötig, konstruktiv zu diskutieren, wie es in Zukunft weitergeht und nachfolgend eine demokratisch legitimierte Entscheidung zu treffen. Viele Ossis sind dazu fähig, weil wir die Auflösung von Gewissheiten hinter uns haben und gegenüber den damalig neuen Gewissheiten auf gesunde Art skeptisch blieben – ähnlich migrantischer Communities. Dem Westen steht das alles noch bevor, aktuell verzögert er notwendige Erneuerungen.

Aber steht der Darstellung der Ossis als „irgendwie zurückgeblieben“ nicht auch ein vielfaches Eingehen auf diese gegenüber? Denn ebenso wird doch auch immer wieder von Medien und Politik gefragt, wie es den Ossis geht und wie sie die Dinge sehen.

Friedrich: Also mich hat nie einer ernsthaft interessiert gefragt. Und wenn gefragt wird, dann in der Art, wie man mit einem mental Retardierten spricht. Dieses Betuliche: Dir geht es doch gut?! Ist doch alles schön hier. – Nein, es ist nicht schön! Und nein, ich bin nicht behindert! Sondern ich bin total genervt und möchte nicht als Sonderfall behandelt werden!

Es scheint, egal was der Wessi macht, es ist immer falsch. Ist das fair?

Friedrich: Es ist pseudo-empathisch. Ich kenne eine Menge Leute im Osten, die das als grob unhöflich empfinden. Man kann es machen, sich Opportunisten in die Talk-Shows setzen und Diskurs simulieren. Aber mal ehrlich, das ist von Doofen für Dumme – Entschuldigung, doch so ist es!

Aber ist Ihnen eigentlich bewusst, dass es nicht nur die Ossis sind, die abgewertet werden?

Friedrich: Natürlich, großen Teilen der migrantischen Community geht es ebenso, es ist eine einzige Zumutung in Deutschland.

Auch die hat immerhin jede Menge Fürsprecher in Medien und Politik. Ganz anders hingegen der Deutsche, seine Identität gilt einem großen Teil dort mindestens als peinlich, wenn nicht gefährlich und auf jeden Fall als zu überwinden, sprich auszulöschen.

Friedrich: Das sehe ich anders. Der Grundreflex ist richtig, denn es geht um das humanistische Prinzip der Egalität aller Menschen. Dafür habe ich ausgesprochen viel Sympathie. Ich denke nur, dass es ein wenig aus dem Ruder gelaufen ist und an der ein oder anderen Stelle sich politischer Furor oder moralische Überhöhung manifestieren. Das nehmen Sie vielleicht als Diskreditierung des Deutschen wahr.

Was heißt, wir „nehmen das vielleicht (so) wahr“? Sie sagen doch selbst, dass Sie dieses Ziel als „humanistisches Prinzip“ zwecks „Egalisierung des Menschen“ teilen.

Friedrich: Wissen Sie, der spannende Punkt ist doch, dass das, was Deutschland erfolgreich gemacht hat, Bildung oder Exzellenz in der Lösungs- und Ergebnisorientierung als Ausdruck von Ambition – dass diese Werte unter die Räder gekommen sind. Und damit verlieren wir im globalen Wettbewerb. Das ist die entscheidende Herausforderung für unsere Zukunft! Dagegen ist die Frage, ob der Deutsche nun diskreditiert wird oder nicht, irrelevant. Mein Gott, … ich muss mich als Berliner auch von der Provinz diskreditieren lassen. Oder schauen Sie in die Türkei, dort werden die Kurden diskreditiert, und im Südsudan werden die Leute abgeschlachtet. Also leiden wir auf hohem Niveau und sollten uns etwas entspannen.

Sie sagen, Sie empfinden es als anmaßend und verletzend, dass immer wieder auf der Identität der Ossis herumgetrampelt wird. Müssten Sie es da der Fairness halber nicht ebenso kritisieren, wenn das noch viel mehr der deutschen Identität widerfährt?

Friedrich: Ich verstehe Sie da durchaus. Aber ist das wirklich die relevante Diskussion? Wir sollten die Realitäten betrachten. Die deutsche Bevölkerung ist nicht mehr homogen und wird es auch nie mehr werden, zudem überaltert sie. Natürlich können wir darüber in Melancholie und Trauer verfallen, was in Ordnung ist. Aber verhalten wir uns störrisch und renitent, zerstören wir viel Potential. Und zwar nicht nur für uns selbst, sondern auch für die uns umgebenden Menschen, die aus anderen Kulturen kommen, um hier ihr Glück zu finden. Und ich rede nicht von den traurigen Seelen, die mit Messern um sich stechen, sondern von der übergroßen Mehrheit, die versucht, hier unbescholten zu leben, sich einzubringen.

„Eine tiefe Verbundenheit zu Deutschland fühle ich nicht“

Pardon, aber es geht dabei doch gar nicht um Ausländer, von denen viele übrigens kein Verständnis dafür haben, wie die Deutschen es sich gefallen lassen, dass auf ihrer Identität herumgetrampelt wird. Etwa wenn – und darum geht es – SPD-Bundestagsvizepräsidentin Aydan Özoğuz 2017 den Deutschen bescheinigt, außer der Sprache keine eigene Kultur zu haben. Oder der spätere „Welt“-Journalist Deniz Yücel 2011 ein Aussterben der Deutschen als „Völkersterben von seiner schönsten Seite“ bezeichnet. Oder Kanzlerin Merkel am Wahlabend 2013 ihrem Generalsekretär Gröhe angewidert die Deutschlandfahne aus der Hand reißt.

Friedrich: Ich verstehe, wenn Sie sich darüber beklagen. Und ich gestehe Ihnen zu, der Umgang mit der deutschen Identität hat mitunter etwas von Selbstverletzung. Aber ich fürchte, ich bin da der falsche Ansprechpartner. Ich würde keine deutsche Fahne in die Hand nehmen, weil sie mir einfach egal ist. Wenn, dann vielleicht eine EU-Fahne oder am ehesten noch die der Uno – aber eigentlich empfinde ich alle Fahnen als archaische Symbole.

Es geht nicht darum, Sie zum Fahnenschwenken zu animieren, sondern dass Sie Respektlosigkeit gegenüber der Ossi-Identität empört, Respektlosigkeit gegenüber der deutschen Identität aber nicht. Das ist nicht konsistent.

Friedrich: In gewisser Weise haben Sie recht, doch ich drehe es andersherum: Wenn, dann setze ich mich für die Gleichheit aller ein, denn mich interessiert der deutsche Pass nicht.

Warum interessiert Sie Gerechtigkeit für die ostdeutsche, aber nicht für die deutsche Identität, was ist der Grund?

Friedrich: Nun, ich bin deutsch, ich spreche deutsch und bis zu einem gewissen Grad mag ich Deutschland. Aber eine tiefe Verbundenheit fühle ich nicht. Wenn ich in mich hineinhorche, dann hat das damit zu tun, dass, wie in vielen deutschen Familien mit dem Krieg viel verlorengegangen ist. Es gab einen Bruch im Geschichtsverständnis. Die langen, historischen Linien einer deutschen Identität innerhalb meiner Familie wurden unterbrochen – es wurden keine entsprechenden Geschichten weitererzählt, keine kulturellen Bräuche mehr vermittelt. Eher wurde die Geschichte relativiert, verleugnet oder negiert. Sicherlich ein großer kultureller Verlust, ganz sicher. Doch es gab diese Zäsur, und die folgenden Generationen meiner Familie haben Neues entwickelt, nicht mehr nach deutschen, sondern sich entweder an klassenlosen oder an internationalen Maßstäben orientiert.

Was möchten Sie mit Ihren Medien am Diskurs eigentlich genau korrigieren? Wollen Sie nur die Ossi-Perspektive einbringen oder ist noch mehr nicht in Ordnung?

Friedrich: Ich würde gerne über die Veränderung der Welt mehr und Besseres lesen, als in etablierten Medien geboten wird. Sie publizieren zu häufig monokausal, durch Weglassungen propagandistisch, oft genug einseitig in ihrer transatlantischen Perspektive als auch Werteorientierung und oft mit einer imperialen Attitüde. Das empfinde ich als nicht ausreichend angesichts der Herausforderungen, vor denen wir in Deutschland und Europa stehen. Die Wahrheit ist ein soziales Konstrukt, und wir können uns ihr nur annähern, sie nie erreichen. Doch wir sollten den Weg so weit wie nur irgend möglich gehen. Insofern sehe ich den Journalismus, den wir machen, als dialektische Herausforderung. Während sonst im deutschen Mediengeschäft meist nur eine These formuliert wird, schon die Existenz einer Antithese abgestritten oder als propagandistisch diffamiert wird, versuchen wir, eine These wie auch eine Antithese zu verstehen und in der Verhandlung dessen eine Synthese zu ermöglichen. Übrigens lese ich deswegen ebenso gerne die *Junge Welt* wie die JUNGE FREIHEIT. Und deshalb freue ich mich, dass wir dieses Gespräch führen können. Es nicht führen zu können, hätte etwas Unbewegliches, Dogmatisches, intellektuell Unredliches.

„Erst aus unterschiedlichen Perspektiven entsteht Erkenntnis“

Wenn Sie sich diese Bandbreite wünschen, heißt das, Sie lassen Standpunkte von ganz links bis ganz rechts in Ihren Medien zu?

Friedrich: Ja, das tun wir. Wir haben auf der einen Seite mit der *Weltbühne* ein dezidiert linkes Blatt. O Gott, was bekomme ich Ärger, wenn die Kollegen erfahren, dass ich mit Ihnen spreche – was glauben Sie, wie die oft genug über mich fluchen! Und dann haben wir etwa die *Berliner Zeitung*, die einen politischen Raum weit jenseits der Standards der politischen Mitte abdeckt. Denn das sind alles kluge Leute. Sie schauen nur aus jeweilig anderen Perspektiven auf die gleiche, uns umgebende Welt. Und genau aus diesen Differenzen heraus entsteht Erkenntnis – und hoffentlich auch ein wenig Unterhaltung. Aber auf gar keinen Fall „Faschismus“ und gar neue Konzentrationslager, wie gerne behauptet wird – was ich für lächerlichen Unsinn halte. Oft genug wird diese Gefahr überbetont, um öffentliche Gelder zum eigenen kleinen Vorteil zu akquirieren.

Sind Sie folglich bereit, Ihre Medien auch für Gastbeiträge von Vertretern dezidiert rechtskonservativer Standpunkte zu öffnen?

Friedrich: Wenn es der Themenlage entspricht, kann das natürlich passieren. Im März etwa hatten wir Götz Kubitschek.

Ja, im Interview, was journalistische Distanz ausdrückt, aber nicht in einem Gastbeitrag. Würden Sie solche etwa von Kubitschek oder einem Martin Sellner drucken?

Friedrich: Aber her damit! Da habe ich überhaupt keinen Schmerz. Nur zwei Bedingungen: keine Unterstützung von Gewalt und keine extremistischen Positionen.

Einerseits ist verständlich, dass Sie echten Extremismus ausschließen. Aber andererseits ist das der Gummibegriff, um jede Form von Meinungspluralismus nach Belieben zu amputieren. Was also verstehen Sie darunter?

Friedrich: Wissen Sie, ich bin verantwortlich für eine Menge Mitarbeiter, die in der Mehrzahl aus anderen Ländern kommen – beziehungsweise ihre Eltern. Ich möchte keinesfalls, dass bei diesen hoch geschätzten Mitarbeitenden der Eindruck entsteht, nicht willkommen zu sein. Ich kenne Herrn Sellner nicht, aber einige Mitarbeitende wären verständlicherweise irritiert, ja würden sich persönlich berührt fühlen, wenn Forderungen gestellt werden, die sie unmittelbar und negativ betreffen. Und auch ich selbst fühle mich bei einer Überbetonung des Deutschen und Unterbetonung internationaler Perspektiven unwohl. Aber vielleicht wäre es wert, diese Diskussion zu führen, solange es darum geht, wie berechtigte Anliegen zum Wohle aller formuliert und durchgesetzt werden. Denn das vermisse ich in der Debatte, die ich sehr gerne in unseren Titeln führen würde. **MORITZ SCHWARZ**

Holger Friedrich

Der Software-Unternehmer kaufte 2019 den Berliner Verlag, der die *Berliner Zeitung* (gegründet 1945), das Boulevardblatt *Berliner Kurier* (1949), die wöchentliche *Ostdeutsche Allgemeine Zeitung* (2026) sowie die Monatszeitschrift *Weltbühne* (2025) herausgibt. Geboren wurde der gelernte Maschinen- und Anlagenmonteur 1966 in Ost-Berlin.

▶ www.berlinerverlag.com



Florian Schroeder tritt die Nachfolge des „ZDF Magazin Royale“ an. Nun geht sein neues „Journal Deluxe“ an den Start.

Tänzelnd auf der Grenze

ULRICH CLAUß

Satiren, die der Zensor versteht, werden mit Recht verboten.“ Man muss an diesen Aphorismus des genialen Wiener Sprachkritikers Karl Kraus erinnern, um sich zu vergegenwärtigen, wie heruntergekommen dieses Genre – neudeutsch „Comedy“ – ist. Aus bildungsgesättigtem Widerstand gegen Machtmissbrauch, Bigotterie und betreutes Denken geboren mit intellektuellem Schliff, aufklärerischer Mehrdeutigkeit und origineller Subversion – das zeichnete einst diese Kunstform aus.

Wenn der Kabarettist Florian Schroeder heute sagt, Satire müsse „den Raum der scheinbaren Selbstverständlichkeiten und der Verabredungen mit dem Publikum“ verlassen, mag das als Eloge an jene Hochzeiten dieses Genres gelten. Es ist jedoch ein Armutszeugnis, das Schroeder seiner Branche ausstellt. Wenn einer ihrer führenden Vertreter „Selbstverständlichkeiten“ einfordert, dann ist damit vorausgesetzt, dass diese längst nicht mehr selbstverständlich sind.

Immerhin verschaffte Schroeder sich mit der Absage an rot-grünen Betriebskantinenhumor das Image eines Widerständigen gegen Selbstgleichschaltung und Anstaltsklamauk. So kündigte das ZDF ihn als Frontmann des neuen Comedy-Formats „Journal Deluxe“ an. Nach dem Ende von Böhmermanns „ZDF Magazin Royale“ (JF 40/26) mit seinen schamlosen Rufmordkampagnen soll Schroeder für eine „neue Satirefarbe“ sorgen, die „keine Scheuklappen aufsetzt“.

> Er gibt sich als Grenzgänger, doch wird es gefährlich, bleibt Schroeder auf Tuchfühlung mit dem Sendeauftrag.

Dabei gilt Schroeder als akademisch veredeltes Naturtalent. Zu den Bewegungskaspern und ihrer halluzinierten woken Moderne sucht er Distanz. Er beschreibt sich als intrinsisch motiviert. Bereits zur Schulzeit habe er sich „mit Humor gerettet aus der Not, zu keiner Gruppe richtig dazuzugehören“. Der Südbadener, geboren 1979 in Lörrach, stand schon mit 14 Jahren bei Harald Schmidt vor der TV-Kamera, studierte Germanistik und Philosophie und brillierte mit breitem Repertoire an Prominenten-Imitationen. Nach Jahren des Tingelns und zahllosen Radioshows gelang ihm Ende der 2010er Jahre der Durchbruch im bundesweiten ÖRR.

Als Buchautor schaffte es Schroeder 2023 mit einem Ausflug in die Polit-Anthropologie – „Unter Wahnsinnigen. Warum wir das Böse brauchen“ („weil wir selber uns als die Guten fühlen wollen“) – auf Bestsellerlisten. Seine Neigung zu ambivalenter Distanz stand auch Pate bei einem Auftritt vor Querdenkern zu Corona-Zeiten. Nach anfänglich irritiertem Applaus für Spitzen gegen den Impfherdentrieb konnte er sich dort auch Publikumsbeschimpfung nicht verkneifen. Einerseits gibt sich Schroeder als intellektueller Grenzgänger, der den geschützten Raum der Gewissheiten aufbrechen will. Doch wo Kraus Subversives einforderte, das der Herrschaft gefährlich werden könnte, bleibt Schroeder immer auf Tuchfühlung mit dem Sendeauftrag.

Dennoch ist die linke Diskurspolizei alarmiert. „Der ÖRR ist kein Bollwerk mehr gegen den Rechtsruck“, titelte die *taz* anlässlich von Schoeders ZDF-Berufung. „Jeder hat das Recht, verarscht zu werden“, konterte der im *Spiegel* – ganz im Sinne seines Markenzeichens: der demonstrativen Ambivalenz. Ob ein Zensor im Geiste von Karl Kraus mit Schroeders Auftritt im Zweiten Arbeit bekäme, wird man dort vom 2. auf den 3. November um 0.45 Uhr sehen.

▶ www.florian-schroeder.com